

Fremde Heimat Deutschland

// Erfahrungsbericht einer jüdischen Journalistin aus Rußland

Der Mensch lebt in einer Welt der Fragen. Es gehört eben zu seiner Natur, Fragen zu stellen, diejenigen Fragen, welche zu beantworten das ganze Leben nicht reicht. Und so wandern solche bohrende Fragen von einer Generation zur anderen, aus einem Land in das andere. Dieser Weg ist unendlich, und diese Befragung hört nie auf. Man fängt mit der Selbstbefragung an: »Wieso ist mein Leben so und nicht anders? Soll ich in meinem Leben was ändern, und wenn ja, dann was und wie?« Diese letzte Frage korreliert mit einer anderen Frage: »Inwieweit ist mein Leben vollkommen, bzw. habe ich alles getan, um mein Leben vollkommen zu machen?«

Wenn ich mich an *den* Tag erinnere, als ich, wie auch einige meiner Landsleute, die deutsche Grenze überquert habe, dann schallt in meinem Kopf nur ein einziges Wort wie ein Echo: *Weggang*. Es war keine Flucht, kein Suchen nach einem Versteck oder Unterschlupf. Es war ein Weggang von *dem* Sein, welches schon dazu verdammt wurde, sich als Nichtsein zu erweisen. Ich bin aber in diesen Nichtsein weggegangen, um in diesem Nichtsein wie in einem Labyrinth einen Weg zu finden, um für meine Familie, für meinen Sohn einen Ausweg zu finden.

Damals, als ich noch da drüben lebte, dachte ich mir, ich sei ja für jedwedes Opfer bereit. O, wie leicht haben wir damals und in unserer als gleichgültig empfundenen Heimat mit solchen Begriffen wie »Opfer«, »Glaube«, »Gott« jongliert, indem wir diese Worte überstrapaziert haben.

Da, in unserer ehemaligen Heimat, waren wir einfach überzeugt, daß unsere Opfer von Nutzen werden, daß unser Glaube uns allen helfen und daß Gott uns beschützen wird. Ich war ja auch keine Ausnahme.

Die Emigration – wir alle wußten und wissen es – ist ein schwieriges Unterfangen, sogar dann, wenn weder die Gefahr von Armut noch Hunger einem drohend im Nacken sitzt. Gierig schnappen wir Gerüchte auf, beeilen uns, unsere mit rotem Hammer gesicherten Pässe mit irgendeinem Stempel zu versehen, einem Stempel der Gewißheit, der Garantie. Wir wollten wissen, wer wir hier jetzt eigentlich sind: Flüchtlinge, Emigranten, Mitglieder eines limitierten

Kontingents oder was sonst noch. Das ist ein wenig traurig und doch komisch zugleich, aber etwas völlig Normales für ehemalige Sowjetbürger, sowjetische Juden. In Rußland sagte man scherzhaft: »Jude zu sein ist keine Nationalität – nur ein Ausreisevisum.«

Das Thema »Judentum« war in Rußland immer ein Tabu. Es sei denn, in den Nationalpässen aller sowjetischer Bürger stand eine Zeile, wo die Nationalität des Bürgers einzutragen war. Für alle zivilisierten und vernünftigen Menschen ist es selbstverständlich, daß die Nationalität mit der Konfession absolut nichts zu tun hat. Für die sowjetischen Behörden gab es keine Trennlinie. Alle Juden mußten in dieser Zeile als Juden vermerkt werden, oder um es genauer zu sagen, sie wurden abgestempelt. Der Reihe nach hat diese verdammte Zeile Nummer 5; es klingt ja so, wie die gewisse fünfte Kolonne. Auf solche eigenartige Weise hat man diejenigen Menschen, welche jüdische Eltern hatten, auffällig ausgegrenzt. Im Klartext hieß das, daß die Inhaber solch eines Personalausweises keine Chance auf eine gute Arbeitsstelle, eine Beförderung, einen Platz an der besseren Hochschule usw. hatten. Man hat dieses Problem nicht so offen diskutiert, die Absagen von den Personalleitern waren immer so raffiniert und verschleiert formuliert, damit der gute Schein beim schlechten Spiel ohne weiteres gewahrt bleiben konnte.

Wenn ich aber objektiv diese Angelegenheit beurteilen würde, dann müßte ich wohl auch sagen, daß das »jüdische Problem« immer gleich behandelt wurde, wobei eine Verbesserung dieser Problematik gar nicht in Sicht war. Die Juden waren in Rußland, sprich in der Sowjetunion, als Andersdenkende, Andershandelnde und Andersaussehende abgestempelt. Natürlich konnte man sagen, daß nur ein Zehntel von den sowjetischen Menschen ein klares Bild, eine konkrete Vorstellung von einer »Person jüdischer Nationalität« hatte, womit ich nur sagen möchte, daß diese nationale Prägung gar nicht für jedermann auffällig war. Wie auch immer, nicht aber die schwarzen Haare oder gekrümmte Nase waren dabei vorrangig.

Eine deutsche Frau, eine Sekretärin an der Universität, hat mich einst gefragt: »Wie kann man einen Juden überhaupt erkennen, wie soll er denn aussehen?« Ich sagte ihr: »Na ja, die haben schwarzes Haar, ein Höckerchen auf der Nase, die Hautfarbe ist etwa braun ...« Meine Gesprächspartnerin nahm ein kleines Spiegelchen, guckte sich im Spiegel an und erwiderte nachdenklich: »Mein Haar ist ja auch schwarz, die Nase ist auch nicht sehr gerade, und braun bin ich ja auch, obwohl ich keine Juden in der Verwandtschaft welchen Grades auch immer habe.«

Das Erkennungsvorgehen in Rußland lief aber ganz umgekehrt, ich würde sagen deduktiv: Man hat ja häufig angedeutet, der sei so gescheit und so schlau, er sollte bestimmt ein Jude sein. In diesen »Feststellungen« lauerte ein latenter Neid auf diejenigen Fähigkei-

ten oder Leistungen, welche diese oder jene Person besonders gekennzeichnet haben. Als ich und mein Bruder noch Kinder waren, hat unsere Mutter uns folgenden Rat mit auf den Lebensweg gegeben: Der Mensch hat zwei Möglichkeiten, eine gute Karriere zu machen (sie meinte dabei natürlich die Karriere in der Sowjetunion): Entweder kann er durch gute Verbindungen mit den »wichtigen« Personen bzw. Behörden oder durch harte Arbeit und hervorragende Fähigkeiten einen angemessenen Job und demzufolge ein gutes Gehalt bekommen. Dabei machte meine Mutter eine Schlußfolgerung: Unsereiner kann nur den zweiten Weg gehen, für uns Juden könnten nur unsere Kenntnisse und Begabungen den Erfolg im Beruf und auch im Leben selbst bringen. Den Sinn dieser Äußerung haben ich und mein Bruder erst einige Jahre später verstanden; und an diese Regeln haben wir uns auch gehalten. Ich kann mir schon denken, daß das oben Gesagte bei einem deutschen Leser ein Lächeln hervorrufen wird, was ich ja erklären und nachvollziehen kann. Was ist wohl so schlimm daran, würde man mich fragen, wenn ein Mensch seine Existenz dank seiner Begabung, Fähigkeit aufzubauen sucht? Aber darum geht es nicht. Wenn der Mensch trotz aller seiner Bemühungen und Aktivitäten nur Neid und Spott hervorruft, wenn seine guten Ansichten und Absichten kein Lob finden, dann fühlt er sich vollkommen ausgegrenzt, isoliert und bekommt des öfteren Minderwertigkeitskomplexe, so wie ein Kind, dessen Interessen und Bestrebungen von den anderen Gleichaltrigen nicht akzeptiert werden.

Jeder Mensch braucht das Gefühl der Geborgenheit, und dieses Gefühl liefert ihm normalerweise die Familie, die Religion und die Heimat. Die Heimat ist meistens ein abstraktes Phänomen, das ist doch bloß ein Land, wo du geboren, dann aufgewachsen bist, wo auch deine Familie lebt. Geographisch gesehen, mag es stimmen. Aber je älter man wird, desto mehr erwartet man von diesem Land eine gewisse Unterstützung, eine soziale Sicherheit. Für Juden war das in der Sowjetunion nicht der Fall, die waren da nicht zu Hause. Ich glaube, Christian Morgenstern hat gesagt, daß der Mensch sich nur dort daheim fühlt, wo man ihn versteht. Es wurde schon mehrmals und überall die Frage diskutiert, warum die Juden aus der ehemaligen UdSSR gerade nach Deutschland kommen. Ich nehme wohl an, jeder meiner Landsleuten würde auf diese Frage eine ganz persönliche Antwort geben. Mein Verhältnis zu Deutschland hat tiefe Wurzeln. Als ich noch die Grundschule besuchte, habe ich angefangen, die deutsche Sprache zu lernen; und meine erste Lehrerin brachte mir auf ganz besondere Weise erste Kenntnisse in deutscher Grammatik bei: Wenn du frierst, erkläre sie mir, dann sagst du »h« wie im Wort »haben« so, als ob du deine Hände wärmen willst. Seitdem wanderte ich in »deutschen Wäldern« in Rußland, indem

ich alte Texte über Münchhausen und von den Brüdern Grimm übersetzte und moderne deutschsprachige Literatur rezensierte. Ich würde mich natürlich selbst belügen, wenn ich sagte, daß ich an die Vergangenheit niemals gedacht hätte, daß die Ängste der Vergangenheit in mir, in meinen Gedanken nicht präsent wären. Ich wollte einfach nicht glauben, daß man vom Regen in die Traufe kommt, daß die Angst mich auch hier einholt. Letztlich ist es die Sache des Hausherrn, wen er in sein Haus hineinläßt, ob er mit dem Fremden sein Brot teilen wird – all das ist die Sache des Hausherrn. Die Forderungen kann jeder nur sich selber stellen.

Die Verzeihung oder die Vergebung – solche Worte sind für mich heilig, und demzufolge wundere ich mich eigentlich, daß sie fast in jeder öffentlichen Diskussion, in jedem Zeitungsartikel vorkommen, und fast immer mit dem Schrecken der Vergangenheit. Durch solch eine Verknüpfung haben diese Begriffe ihre wahre Bedeutung verloren. Es gab ein altes Sprichwort »Vergeben ist die beste Rache«. Hier fällt mir gerade eine Situation ein. Ein junges Paar unter dem Chupa. Sie ist eine deutsche Staatsbürgerin, Nichtjüdin; sie ist verliebt, nicht nur in ihren Verlobten, sondern in das Judentum. Wer würde an diesem herrlichsten Tag in ihrem Leben zu fragen wagen, in welcher Uniform die Vorahnen dieses blonden, blauäugigen, vom Glück strahlenden Mädchens an einem der Schabbats am Tisch in den 30er Jahren dieses grausamen Jahrhunderts saßen? Natürlich, die »Asche von Klaas« klopft auch in meiner Brust. Ich meine aber, der bewußte und überzeugte Täter würde seine Greuelthaten nicht bereuen; und diese meine Überzeugung kann ich aus der geschichtlichen Perspektive der Sowjetunion erklären. Die Idee des GULAGs sowie der hartnäckige Kurs des Antisemitismus waren die Prioritäten der sowjetischen Ordnung, wobei immer Vertuschung statt Vergebung vorherrschend war.

Mein Großvater, den ich als einen alten, weisen Pessimisten in Erinnerung behalten habe, der im deutschen KZ sowie in GULAG gesessen hatte, war ein jüdischer Schriftsteller, ein sehr begabter Essayist. Er konnte seine Schriftstücke aber nicht publizieren, erstens weil er auf jiddisch und zweitens weil er über jüdisches Leben geschrieben hat. Niemals versuchte er seine jüdische Zugehörigkeit auf irgendeine Weise zu vertuschen oder zu verheimlichen. Ich habe eigentlich früher nicht darüber nachgedacht, wo die Quelle seiner Kräfte und seiner Courage liegt, warum er nach allen dramatischen Erlebnissen nicht schwächer geworden ist, warum er nicht zusammengebrochen ist, was bei manchen seiner Freunde und Bekannten der Fall war. Als ich schon älter wurde und mein Großvater nicht mehr lebte, habe ich seine Übersetzungen aus dem Jiddischen »Die Weisen von Chelem« gelesen. Einerseits kann man diese »Weisen« mit den naiven Bürgern aus Schilda vergleichen, insofern man auf

eine ganz besondere Art der Weisheit stößt. Beim Lesen dachte ich mir nun: Wie naiv ist eigentlich die Weisheit? Da kamen für mich die Erinnerungen hinzu, nicht aus meinem Leben, sondern aus dem Gelesenen, Gehörten, Gesehenen. Das Leben der Juden im Ghetto – eine Art natürlicher Kontinuität im Rahmen einer perversen Realität. Man hat da versucht, alle Rituale, Schabbat, Kiddusch, das Beten, das Lesen aus dem Talmud vor schrecklichen und grausamen Ereignissen zu schützen. Von alters her gründete sich das Leben der Juden auf drei Pfeiler: die Familie, die Gemeinde und die Tora. Die Familien sind bei uns, oder wir werden vermutlich noch eine bekommen, sonst sind wir allein. Jetzt, hier in Deutschland, haben wir eine Gemeinde – ohne zu fordern, ohne etwas aufzuzwingen, empfangt sie uns mit einem uns unbekannten Entgegenkommen; sie hilft uns nicht nur mit Rat und Matzen, sondern auch mit weit Wesentlicherem. Was die Tora betrifft – so, gebe es Gott, wird auch sie in unser neues, gemeinsames Leben Eingang finden; denn ohne sie ist ein Jude, möge er auch noch so erfolgreich sein, nichts weiter als ein wehrloser Halm im nicht allzu freundlichen Wind der Geschichte. Unsere Schicksale – sie werden verschieden sein, aber so oder so; heute lebe ich in einem demokratischen Land mit dem Recht und der Möglichkeit, mein Schicksal selbst zu bestimmen. Ein russischer Regisseur hat in seinem jüngsten Film mit großem Stolz erzählt, er sollte nie versucht haben, die Geschichte seiner Familie gegenüber seiner Tochter zu verheimlichen. Klingt einigermaßen merkwürdig, nicht wahr? Aber es war bei uns so, wir mußten unzählige Male überlegen, ob wir etwas sagen oder tun dürften, ob wir uns dadurch nicht in den Augen der anderen verdächtig machen könnten. Diese ständige Angst, dieses Leben mit dem doppelten Boden und diese bodenlose Existenz – das alles ist jetzt vorbei. Vor meinem Sohn brauche ich von nun an nichts mehr zu verheimlichen. Natürlich, ich sage das mit einer gewissen Portion Stolz, ich hoffe allerdings darauf, daß sich dieser Stolz für mich hierzulande in eine Selbstverständlichkeit umwandeln wird.

Denken wir daran, insbesondere in Augenblicken des Zweifels und des Pechs – und des Mißgeschicks.

Marina Vlassova wohnt in Aachen und arbeitet an der Ausgabe der Brüder Grimm-Gesellschaft »Ausgewählte Briefe der Brüder Grimm in Einzelausgaben«.